

Deutsche Menschen

Von Ehre ohne Ruhm

Von Größe ohne Glanz

Von Würde ohne Sold

DEUTSCHE MENSCHEN

EINE FOLGE VON BRIEFEN

AUSWAHL UND EINLEITUNGEN

VON

DETLEF HOLZ

1936

VITA NOVA VERLAG LUZERN

Georg Christoph Lichtenberg an G. H. Amelung
Johann Heinrich Kant an Immanuel Kant
Georg Forster an seine Frau
Samuel Collenbusch an Immanuel Kant
Heinrich Pestalozzi an Anna Schulthess
*Johann Gottfried Seume an den Gatten seiner früheren
Verlobten*
Johann Heinrich Voss an Jean Paul
Friedrich Hölderlin an Casimir Böhlendorf
Clemens Brentano an den Buchhändler Reimers
Johann Wilhelm Ritter an Franz von Baader
Bertram an Sulpiz Boisserée
Ch. A. H. Clodius an Elisa von der Recke
*Annette von Droste-Hülshoff an Anton Matthias Sprick-
mann*
Joseph Görres an den Stadtpfarrer Aloys Vock in Aarau
Justus Liebig an Graf August von Platen
Wilhelm Grimm an Jenny von Droste-Hülshoff
Karl Friedrich Zelter an Goethe
David Friedrich Strauss an Christian Maerklin
Goethe an Moritz Seebeck
Georg Büchner an Karl Gutzkow
Johann Friedrich Dieffenbach an einen Unbekannten
Jacob Grimm an Friedrich Christoph Dahlmann
*Fürst Clemens von Metternich an den Grafen Anton von
Prokesch-Osten*
Gottfried Keller an Theodor Storm
Franz Overbeck an Friedrich Nietzsche

Nach einer mündlichen Ueberlieferung soll Pestalozzi den Wunsch ausgesprochen haben, auf sein Grab solle kein anderes Denkmal gesetzt werden als ein rauher Feldstein; er sei auch nur ein rauher Feldstein gewesen. Die Natur wollte Pestalozzi weniger veredeln als — wie diesem Feldstein — im Namen des Menschen ihr Halt gebieten. Und das ist auch der eigentliche Inhalt des folgenden Briefes: der Leidenschaft im Namen des Menschen Halt zu gebieten. Wie scheinbar ganz spontane Meisterleistungen so oft — und zu den meisterlichen Liebesbriefen des deutschen Schrifttums gehört der folgende — ist auch diese die Auseinandersetzung mit einem Vorbild. Vorbildlich aber sind für Pestalozzi die halb vom Pietismus begeisterten, halb schäferlich angehauchten Konfessionen der schönen Seelen und Kinder des Rokoko. Es sind im Doppelsinn des Wortes pastorale Briefe, mit denen er hier wetteifert, freilich nicht ohne gegen den klassischen Briefsteller dieses Genres, die «Nouvelle Héloïse» von Rousseau, die sechs Jahre vor Abfassung dieses Schreibens erschienen war, sich abzugrenzen. «Die Erscheinung Rousseaus», heisst es noch 1826 in der Autobiographie, «war ein vorzügliches Belebungsmittel der Verirrungen. zu denen der edle Aufflug treuer, vaterländischer Gesinnung unsere vorzügliche Jugend in diesem Zeitpunkt hinführte.» Neben dem Stilproblem aber, das durch die Wendung gegen den «gefährlichen Irrlehrer» bewältigt wird, ist das private nicht zu übersehen, das hier die Liebesstrategie zu lösen hat. Es handelt sich um die Gewinnung des «Du». Der dient die Idealgestalt der schäferlichen Doris, die in der zweiten Hälfte des Schreibens auftritt. Sie muss die Stelle der Adressatin für die Zeit einnehmen, da Pestalozzi zum ersten Male das Du gebraucht. Soviel von der Faktur dieses Briefes. Wer aber wird darüber übersehen, dass hier Sätze über die Liebe sich finden — und allen voran der über ihren Sitz —, die es an Dauerhaftigkeit mit den Worten Homers aufnehmen können. Einfache Worte kommen nun nicht immer, wie man gern glaubt, aus einfachem Gemüt — Pestalozzis war es weniger als jedes andere — bilden sich vielmehr geschichtlich. Denn so wie nur das Einfache Aussicht zu

Jüngling von einem Kuss nur redet, so zürnet ein Mädchen gewiss, denn man küsst ja nicht einen jeden, den man liebt und die Küsse der Mädchen sind ja nur auf den Mund ihrer Freundinnen bestimmt. Darum ist es eine grosse, schwere Sünde, wenn ein Jüngling ein Mädchen zu einem Kuss zu verführen sucht. Am allermeisten ist die Sünde gross, wenn er ein einziges Mädchen und noch gar das Mädchen, das er liebt, dazu zu verführen sucht.

Ein Jüngling soll auch ein Mädchen, das er liebt, niemals allein zu sehen wünschen. Der Sitz einer reinen, ungeschuldigen Liebe sind geräuschvolle Gesellschaften und unsichere Stadtzimmer und das war in allem ein gefährlicher Irrlehrer, der «Hütten» für einen séjour des amants hielt, denn um Hütten herum sind einsame Wege und Wald und Flur und Wiesen und schattige Bäume und Seen. Die Luft ist da so rein und atmet Freude und Wonne und Heiterkeit: wie sollte wohl da ein Mädchen den bösen Küssen seines Geliebten widerstehen können? Nein, der Ort, wo ein bescheidener Jüngling seine Geliebte zu sehen wünscht, ist mitten in der Stadt. Am heissen Sommerabend wartet er seiner Geliebten gerade unter den glühenden Dachziegeln in einem dunstvollen Zimmer, wo gegen das Lispeln des Zephyrs Bollwerke von Mauern getürmt sind. Hitze und Dampf und Gesellschaft und Furcht erhalten den Jüngling in ehrbarer, sittsamer Stille und oft erfolgt da ein Beweis der allergrössten Tugend, einer auf dem Lande unerhörten Tugend: dass den Jüngling in Gegenwart seiner Geliebten anfängt zu schläfern.

Darum sollte ich Busse tun, denn ich habe einsame Spaziergänge und Küsse gewünscht; aber ich bin ein ruchloser Sünder und mein Mädchen weiss es, es würde meine Busse nur eine heuchlerische Busse heissen und vielleicht

rückhaltlosen wie keuschen, schwerfälligen wie abgründigen Natur in der Vorrede der «Fragmente eines jungen Physikers» (Heidelberg 1810) sich dargestellt hat. Der unverwechselbare Ton dieses Mannes, der diese verschollene Vorrede zur bedeutendsten Bekenntnisprosa der deutschen Romantik macht, findet sich auch in seinen Briefen, von denen nicht viele sich scheinen erhalten zu haben. Der folgende ist an den Philosophen Franz von Baader gerichtet, der während seiner zeitweilig einflussreichen Stellung in München etwas für den schwer kämpfenden Jüngeren zu tun unternahm. Und gewiss war es nicht leicht, für einen Mann zu wirken, der von seinen «Fragmenten» sagen durfte, dass es bei ihnen «schon von selbst ehrlicher gemeint sein musste, als es so leicht gemeint ist, wenn man bloss für das Publikum, also öffentlich, arbeitet. Denn so steht eigentlich niemand zu, als, wenn es erlaubt ist, ihn zu nennen, der liebe Gott, oder, ist's anständiger, die Natur. Andere «Zuschauer» haben noch nirgends viel getaugt, und auch ich habe mit vielen andern empfunden, dass es Werke und Gegenstände gibt, die nicht gelungener ausgeführt werden, als wenn man tut, als schreibe man für gar niemand, auch nicht einmal für sich selber, sondern eben für den Gegenstand selbst.» Ein schriftstellerisches Credo dieser Art hat schon damals seinen Bekenner in Not gebracht. Aber er fühlte nicht sie allein, sondern, wie der folgende Brief erweist, auch das Recht, sich auszusprechen, das sie verleiht und die Kraft dazu: amor fati.

JOHANN WILHELM RITTER AN
FRANZ VON BAADER

Den 4. Januar 1808.

Für Ihr Schreiben von voriger Woche sage ich Ihnen den verbindlichsten Dank. Sie wissen ein für allemal, dass ich Erinnerungen, wie es enthält, immer am liebsten von *Ihnen* erhalte. Hier kommen sie mir wie im eigenen Gemüt entstanden vor, und ich behandle sie auch so.

Es ist immer die gleiche Wendung — Hölderlin an Böhlendorf: «Deutsch will und muss ich übrigens bleiben, und wenn mich die Herzens- und Nahrungsnot nach Otaheiti triebe»; Kleist an Friedrich Wilhelm III.: dass er «schon mehr als einmal dem traurigen Gedanken nahe gebracht worden», sich im Ausland ein Fortkommen suchen zu müssen; Ludwig Wolfram an Varnhagen von Ense: «Sie werden einen deutschen Schriftsteller von gewiss unbeflecktem literarischem Ruf nicht dem Elend zur Beute lassen»; Gregorovius an Heyse: «Diese deutschen Männer würden einen wahrlich verhungern lassen». Und nun Büchner an Gutzkow: «Sie sollen noch erleben, zu was ein Deutscher nicht fähig ist, wenn er Hunger hat». Es ist ein grelles Licht, das aus solchen Briefen auf die lange Profession deutscher Dichter und Denker fällt, die an die Kette einer gemeinsamen Not geschmiedet, am Fusse jenes weimarerischen Parnasses sich dahinschleppt, auf dem die Professoren gerade wieder einmal botanisieren gehen. — Für alles Unglück, von dem er Zeugnis ablegt, ist diesem folgenden Briefe das Glück zu überdauern, zugefallen. Besonders sind die an die Seinen und an die Braut Eingriffen zum Opfer gefallen, welche der Bruder, Ludwig Büchner, an seinem Teil damit rechtfertigt, es sei ihm nur auf das angekommen, «was zur Kenntnis der politischen Bewegung jener Zeit und des Anteils, den Büchner daran hatte, wichtig erschien». Diesem Anteil setzt der folgende Brief ein Ziel. Denn in der Frühe des 1. März 1835 floh Büchner aus Darmstadt. Schon seit einiger Zeit waren die Mitglieder der Gesellschaft der Menschenrechte der Behörde bekannt gewesen; die Arbeit am «Danton» ging, wie man gesagt hat, unter Polizeiaufsicht vor sich. Unter Polizeiaufsicht stand auch die Redaktion; als das Stück im Juli des Jahres erschien, nannte Gutzkow selbst es einen notdürftigen Rest, «die Ruine einer Verwüstung, die mich Ueberwindung genug gekostet hat». Erst 1879 brachte Emil Franzos die unzensierte Ausgabe heraus. Die Wiederentdeckung Büchners am Vorabend des Weltkrieges gehört zu den wenigen literarpolitischen Vorgängen der